

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 1

Artikel: Sind die kantonalen Schulunterschiede ein Nachteil? : Antworten an Seminardirektor Fritz Müller-Guggenbühl
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind die kantonalen Schulunterschiede ein Nachteil?

Unter dem Titel «Strassburg—Sitten, ohne Halt in Bern» forderte in der August-Nummer des Schweizer Spiegel Dr. Fritz Müller-Guggenbühl, Seminar-direktor in Thun, eine stärkere Koordination der kantonalen Schulsysteme. Deren Verschiedenheit mache sich angesichts der zunehmenden Binnenwanderung immer nachteiliger bemerkbar. Es stehe die Gefahr, dass man nun etwas Halbes mache: Abkommen in regionalen Blöcken, die sich

innerhalb der deutschsprachigen Schweiz desto stärker gegeneinander abgrenzen würden. Den europäischen Einigungsbestrebungen sollten wir geschlossen gegenüberstehen.

Wir haben die Leser aufgefordert, uns dazu eigene Erfahrungen und Ueberlegungen mitzuteilen. Im folgenden veröffentlichen wir eine erste Auswahl aus diesen Leserantworten. Red.

Wie wir den Schulwechsel empfanden

Angefangen hat es im Krieg (1940), als ich aus Basel nach Zürich evakuiert wurde – als 9jähriger. Die neuen Lehrerinnen gaben sich alle Mühe. Aber von der eckigen – um nicht zu schreiben eklichen – Hullingerschrift Basels zur Kellerschrift in Zürich war doch eine gewaltige Umstellung nötig. Nun, die dabei vergossenen Tränen sind längst vergessen – aber die lieberliche Handschrift ist leider geblieben.

Nach nochmaligem Schulwechsel in den Kanton St. Gallen war's dann geradezu fertig mit der Lesbarkeit meiner Schrift! Wann wird in der 1. Klasse das Maschinenschreiben gelehrt? Durch die üble Handschrift wurde die übrige Schulleistung immer schwächer. Hätte «Man» seinerzeit nicht den eifrigeren kleinen Drittklässler in «seiner» Schrift weiterschreiben lassen können?

Man sollte meinen, heute sei es besser – aber weit gefehlt! Ich mußte meinen Wohnsitz in den Kanton Zürich verlegen. Mein Sohn kommt hier neu in die 2. Klasse, mit gutem Zeugnis von einer St. Galler Schule. Der Schulwechsel hat uns sehr viel Mühe gebracht – «uns», weil Mutter, Vater und Kind sehr viel nacharbeiten mußten!

Mein Bub wird mit den Aufgaben fast nicht fertig. Es beschäftigt ihn, warum er nun zum Beispiel plötzlich seine schöne einfache 2 mit einem Schnörkel versehen soll. Mich beschäftigt das auch! Ich finde

es einen ausgekochten Blödsinn! Zudem ist hier das Schulprogramm so viel anspruchsvoller! Daß zum Beispiel Erstklässler schon mit gemeinen Brüchen rechnen sollten, will uns Eltern nicht in den Kopf.

Man soll nicht nur schimpfen: Wir glauben, daß der Übergang von der etwas legeren Landschule im St. Gallischen zur «fast»-Stadtschule im Zürichbiet erleichtert wurde, indem der Knabe mitgerissen wurde von dem Lehr- und Lerneifer seiner strengen Lehrerin und seiner Klassenkameraden.

Ich glaube, bei den heutigen Schulunterschieden kann ein Wechsel nach der 1. oder 2. Klasse noch ohne Störungen verarbeitet werden, nachher fast nicht mehr.

War der Kantonswechsel schuld?

Wir sind eine Deutschschweizer Familie, die früher im Kanton Genf gelebt hat. Wir übersiedelten in ein kleines Waadtländer Dorf, als unsere zwei älteren Mädchen 8 und 9½ Jahre alt waren; sie besuchten die 2. und 3. Klasse.

In Genf begann das Schuljahr im Herbst, in der Waadt noch im Frühjahr. Die beiden wurden fünf Monate zu früh Dritt- und Viertklässlerinnen. Besonders das kleine Bethli hatte Mühe, sich anzugehören.

Das Mädchen hatte nicht zusammenhängend schreiben gelernt. Nun saß es zudem in einer Gesamtklasse, die vom 3. zum 9. Schuljahr reichte. Es konnte unmöglich mit seiner Druckschrift dem Diktat, das im Welschland sehr wichtig und häufig ist, folgen. Der Text war für alle 6 Jahrgänge gleich, nur für die jüngeren Schüler kürzer. Anstelle der einfachen vocabulaire-Wörter der Genfer Zweitklässler traten schwierige Ausdrücke, die für die Älteren ausgesucht waren. Der ganz junge Lehrer war etwas unsicher. Als Deutschschweizerin mußte ich die Wörter oft mit dem Larousse erklären. Und das Mädchen vergaß sie wohl schnell wieder, da es zu jung war.

Noch heute hat diese Tochter einige Mühe in der Rechtschreibung. Aber sicher ist es nicht, daß der Schulwechsel daran schuld ist, und im ganzen ist auch sie eine brave collégienne geworden.

Das collège (Sekundarschule und Pro-Gymnasium) des Kantons Waadt ist als strenge Schule bekannt. Die welschen Kantone streben nun danach, sich zu einer «école romande» zusammenzuschließen. Die beschriebenen Schwierigkeiten werden damit wohl etwas vermindert werden. Anderseits besuchen manche Schüler aus Lausanne heute das collège von Genf, weil es dort leichter ist, mitzukommen. Das wird wohl nach der Vereinheitlichung nicht mehr möglich sein.

Das verlorene Heimatgefühl

Ich kam 1935 als Sohn eines Baslers und einer Appenzellerin vom französischen Lycée in den Aargau.

In Bordeaux hatte ich nur 24 Schulstunden in der Woche, mußte aber ebensoviel zuhause arbeiten. Wir lernten halbe Dramen auswendig; analyse logique und analyse grammaticale der Sätze wurde stundenlang betrieben. Wer nicht mitkam (zwei Drittel der Klasse), wurde einfach fallen gelassen.

In Zofingen hatten wir etwa 35 Schulstunden in der Woche, in der Aarauer Kanti sogar etwas mehr, aber kaum 3 Stunden Hausaufgaben. Ich konnte in die 3. Bezirksschulklasse eintreten, obwohl ich dem Alter nach in die 2. gehört hätte. Trotzdem war ich weit voraus, und sogar in Deutsch, das ich nur als Fremdsprache gelernt hatte, erhielt ich keine ungeüngende Note. Das total verschiedene Programm hat mir keinerlei Mühe bereitet.

Bei einem Wechsel vom Aargau nach Frankreich würde allerdings der Schüler wohl ein bis zwei Jahre

verlieren und es dennoch anfänglich schwer haben, mitzukommen.

Trotzdem scheint mir das aargauische System das bessere zu sein. Wissen und Können sind weniger brillant, sitzen aber besser. Vor allem bleibt mehr Raum zur Entwicklung der Gemütskräfte. Daß auch die schwächeren Mitschüler mitgenommen werden, beeinträchtigt zwar die Fortschritte der Begabteren, stärkt aber etwas Wichtigeres: das Gemeinschaftsgefühl.

Dennoch hatte der gewaltige Klimawechsel auch große Nachteile. Zwar hatte ich schon in Frankreich ein Gefühl des Anders-Seins, das in mir einen starken Patriotismus weckte. Und dieser fand dann in der Schweiz seine Bestätigung. Aber ich vermißte jetzt noch mehr ein lokal verwurzeltes Heimatgefühl.

Ich studierte vor allem in Zürich, lernte im Militär fast die ganze Schweiz tiefer kennen, wirkte später in Basel und Zürich. So empfinde ich mich heute als eine Art Gesamtschweizer mit einigen heimatlichen Schwerpunkten. Ich bleibe damit Außenseiter. Das kommt von den Ortswechseln, nicht von den verschiedenen Schulsystemen.

Ein «verlorenes» Schuljahr ist keine verlorene Zeit

Wir zogen aus dem Kanton Schaffhausen nach Thun. Unser Sohn hatte sechs Primar- und zwei Realschuljahre absolviert. Er ist kein Glanzschüler, deshalb kam nur eine Wiederholung des 8. Schuljahres in Frage.

Damit hatte er aber immer noch ein Jahr weniger Französisch-Unterricht genossen als seine Mitschüler. Die Thuner Schulleitung kommt indessen Züglern entgegen durch Nachhilfeunterricht der Lehrer. Wir empfanden für den Sohn den Schulwechsel nicht als tragisch, er muß sich vermehrt einsetzen, zu seinem Nutzen.

Unser Töchterlein hatte die 4. Klasse beendet, war ausgezeichnet im Deutsch, schwach im Rechnen. Die Mädchensekundarschule kam noch nicht in Frage. Wir fürchteten sogar, das Bruchrechnen in der 5. Klasse würde überhaupt nicht begriffen. Freiwilliges Repetieren der 3. bis 5. Primarklasse ist aber im Kanton Bern nicht erlaubt. Schweren Herzens sandten wir unser Kind in die 5., und siehe da, von Bruchrechnen keine Spur.

Das Mädchen ist dank den Deutschleistungen

eines der Besten und kommt auch im Rechnen ausgezeichnet mit. Es wird Ende 5. Klasse eine Prüfung ablegen müssen (ein Übertritt nach der 4. geschieht ohne Examen), aber das wäre in Schaffhausen auch erforderlich gewesen. Auch hier gibt sich der Lehrer alle Mühe, zu helfen.

Wir Eltern dürfen nicht meinen, ein «verlorenes» Schuljahr sei verlorene Zeit. Es ist später nicht wichtig, ob unsere Kinder ein Jahr mehr für das Schulprogramm gebraucht haben. Im Kanton Bern besteht übrigens bei genügenden Leistungen die Möglichkeit für ein kostenloses 10. Schuljahr. Also sind unsere Kinder nicht benachteiligt.

Es sollte in Sachen Schuleinheit wirklich einmal etwas geschehen. Aber viel schwerer für die Kinder ist das Verlieren der Kameraden und der gewohnten Heimat. Darunter leiden sie sehr. Wir Eltern sollten deshalb nicht leichtsinnig von Kanton zu Kanton ziehen, sondern nur im dringenden Notfall. Dann allerdings kann dies durchaus zum Segen der Kinder sein, wenn wir ihnen behilflich sind. ***

Die Schwierigkeiten liegen mehr in der unterschiedlichen Natur der Eidgenossen

Meine drei Kinder gingen zuerst im Kanton Zürich, nachher im Bernbiet zur Schule. Dort hatte der Älteste zwar einige Mühe, weil die Mitschüler schon ein Jahr Französisch gehabt hatten. Dank dem Verständnis des Lehrers konnte er diese Schwierigkeit aber schnell überwinden.

Dies vor allem auch deshalb, weil ihm im übrigen die Schule fast wie ein Spiel vorkam. Alle drei Kinder waren im Kanton Zürich fast nicht mitgekommen, im Kanton Bern gehörten sie bald zum besten Viertel der Klasse. Ich kann mir vorstellen, wie schwierig der umgekehrte Weg, vom Bernbiet ins Zürichbiet, sein könnte.

Eine Angleichung der Schulsysteme könnte vielleicht diese Unterschiede etwas mildern. Aber ich glaube, sie liegen mehr in der Natur der Zürcher und Berner, als im programmativen Schulziel. ***

Der Vorteil der halbjährigen Primarschule

Ich bin bis zwei Jahre vor der Matur in Graubünden zur Schule gegangen. Die Primarklassen besuchte ich in einem kleinen Dorf, wo wir eine rund sechsmonatige «Sommerpause» hatten. Dieses halbe Jahr,

in dem ich dem Vater beim Bauern half und monatelang das Vieh hüte, ist, wenn ich heute als Direktor auf meine Entwicklung zurückblicke, die fruchtbarste Zeit meines Lebens gewesen. Da haben die Träume Gestalt angenommen, die ich seither in meinem Leben glücklich verwirklichen konnte und noch zu verwirklichen gedenke.

Ich habe dann in Zürich fast zwei Jahre später als der Durchschnitt die Matur gemacht. Aber diese Zeit habe ich seither längst mehr als eingeholt. ***

Den Schul-Ehrgeiz nicht zu sehr fördern!

Meine Kinder absolvierten ihre ersten Schuljahre nacheinander in einer stadtnahen Gemeinde des rechten Zürichseeufers, in einer ländlichen Zürcher Gemeinde, in einer glarnerischen Gesamtklasse und in einer Primarschule der Stadt Zürich. Mit Ausnahme des kurzen Glarner Intermezzos hätte also das Schulprogramm theoretisch stets gleich sein sollen. An einem Ort lernten aber die Schüler das Lesen wortweise, ohne zuerst die Buchstaben zu kennen. Am andern hatten die Mitschüler bereits die Lettern gelernt. Auch in der Schrift gab es Unterschiede. Der Bub hatte in der 1. Klasse Bruchrechnen nach der Methode Cuisenaire, bevor er das Einmaleins beherrschte.

In der Seegemeinde hatte ich den Eindruck, daß die meisten Eltern und daher auch die Lehrer «ums Verrode» erreichen wollen, daß fast alle eine höhere Schule besuchen können. In den ländlichen Gemeinden war der Betrieb gemütlicher; ich hatte dennoch nicht das Gefühl, daß die Kinder sich weniger wirkliches Wissen und Können aneigneten. Die städtische Schule hält etwa die Mitte. Was hier etwas zu kurz kommt, ist naturgemäß der freie Ausgleich außerhalb der Schule.

Schon im Kanton gibt es also riesengroße Unterschiede. Es wird noch schwieriger sein, diese zwischen den Kantonen einzudämmen. Aber es ist sicher gut, wenn dafür etwas getan wird, und wir müssen kaum befürchten, die Angleichung werde zu erfolgreich sein.

Die Unterschiede im Kanton Zürich haben zwar bei meinen Kindern einige Schwierigkeiten hervorgerufen, aber sie haben ihnen auch genutzt: die Kinder lernten Vergleiche anstellen.

Nur eines ist sicher schädlich: das allzu frühe und allzu starke Forcieren. Dieses nötigt die Eltern, zu viel mit den Kindern Aufgaben zu machen, beein-

trägt deren Selbständigkeit und Lernfreude. Man sollte bei einer allgemeinen Angleichung darauf achten, die Schulprogramme nicht noch mehr zu belasten, ja diese dafür in den ehrgeizigsten Kantonen sogar klar auch nach oben begrenzen. ***

Die Vorzüge unserer Mannigfaltigkeit

Ich bin vor dem Zweiten Weltkrieg in Zürich noch ein Jahr ins Gymnasium gegangen. In Aarau trat ich dann in die 3. Klasse der Bezirksschule ein, und nach weiteren zwei Jahren kam ich mit meinen Eltern nach Basel, wo ich das Gymnasium mit einer Griechisch-Matur abschloß.

In Zürich mußten wir viel und handfest arbeiten; wir hatten den Eindruck, viel zu lernen, fühlten uns aber gleichsam als auswechselbare Nummern.

Die beiden Aarauer Jahre sind mir als das goldene Zeitalter des Nichtstuns in Erinnerung. Wir – und besonders ich, der ich von Zürich kam – glaubten oft, mehr zu wissen als die Lehrer. Wir durften auch mit ihnen alles diskutieren und wurden in der Regel fast wie Erwachsene behandelt. Damals fehlten mir die Führung, das Spritzige, hohes geistiges Bemühen. Im Rückblick scheint mir, in der Aarauer Zeit habe sich mein Charakter am stärksten gefestigt. Ich lernte selbstständig denken und mich auf mich selber verlassen.

In Basel war der Wettstreit dann noch härter als in Zürich. Wir standen unter dem strengen Druck einer hier sehr ernst genommenen Bildungsidee: der humanistischen. Von einem bis ins Sadistische reichenden Schulbetrieb erholten wir uns, indem wir uns im pointierten Baslerwitz übten.

Ich möchte keine dieser Etappen missen. Natürlich gab es Schwierigkeiten. Sicher sind solche für einige Kinder nachteilig. Die Mehrheit aber wächst



doch eher an ihnen und ist dann besser gewappnet für die viel größeren Hindernisse des Lebens.

Etwas fehlt mir: die eindeutige Verwurzelung an einem bestimmten Ort. Aber ähnlichere Schulsysteme hätten mir dazu kaum verholfen.

Eine gewisse Angleichung der Schulprogramme wäre wohl gut. Auf keinen Fall sollten indessen so interessante Schulformen wie die aargauische Bezirksschule oder das Basler Gymnasium durch gesamtschweizerische Nivellierung verwässert werden.

Den «neuen Europas» eine eidgenössische Auffassung entgegenstellen!

Den Verfasser möchte ich in seiner Auffassung voll unterstützen, daß den europäischen «Einigungsbestrebungen» eine schweizerische und eidgenössische

Auffassung über das Bildungswesen (und nicht nur über dieses) sollte entgegengestellt werden können.

Wir mögen die technischen Nachteile und indivi-

duellen Auswirkungen der Existenz von 25 verschiedenen Schulverwaltungen beklagen. Aber wir dürfen es nicht tun, ohne die positiven Seiten dieser Vielfalt zu sehen und uns klar zu werden, daß diese ein fundamentales Anliegen unseres Willensstaates ist.

Unser Land hat schon verschiedene «Europas», teilweise als «neu» deklariert, kommen und gehen sehen, nicht zuletzt wohl deshalb, weil die jeweiligen Schweizer den Haken im Köder erkannten. Hoffentlich ist es auch diesmal so.

Unseren Föderalismus nicht opfern!

Wenn ich Fritz Müller recht verstehe, so mißt er der politischen Bedeutung einer gewissen Vereinheitlichung des Schulwesens ebensoviel Bedeutung zu wie den Schwierigkeiten der Kinder beim Übertritt in Schulen anderer Kantone. Er ist der Meinung, wir Schweizer sollten Europa gemeinsam begegnen, sowohl in dem, was wir konzedieren, wie in dem, was wir weiterhin anders machen wollen.

Ich zweifle aber daran, ob eine zentralisierte Schulordnung gegenüber europäischen Zumutungen widerstandsfähiger sein wird als unsere heutige föderalistische Vielfalt. Jedenfalls machen wir der unsicheren politischen Idee der europäischen Integration bereits eine entscheidende Konzession, wenn wir um ihret-

willen dem Föderalismus so gewaltig zu Leibe rücken. Die Grundlagen des Föderalismus, der eine unserer interessanten Eigenheiten ist, liegen zum guten Teil in den verschiedenen Schulsystemen. Wollen wir unsere Kinder schön geordnet in gleichen Stiefelchen und gleichen Gewändchen aus unseren Schulen entlassen?

Wie wäre es hingegen mit der Schaffung einer überstaatlichen Vereinigung von Lehrern aller Kantone und Stufen innerhalb unserer schweizerischen Sprachräume? Diese könnten einer pädagogischen Hochschule angegliedert sein und die Lösung dringender Probleme anpacken: Koordination der Begriffe im Rechen- und Sprachunterricht (Grammatik), Kleinschreibung, Einführung neuer pädagogischer und methodischer Erkenntnisse, Schüler- und Studentenaustausch. Beschlüsse dieser Vereinigung wären verbindlich für alle Schulen.

Ich kann mir auf der Primarschulstufe weniger Schultypen und dafür Wahl- und Freifächer nicht vorstellen. Eine Angleichung der Mittelschultypen könnte mit der Zeit verwirklicht werden, aber auch da wird es nicht ohne Kompromisse gehen.

Das Wichtigste wäre eine sorgfältigere Auswahl der Seminaristen. Wenn die Elite im Lehrberuf tätig ist, brauchen wir auch ohne großzügige Koordination um unsere Jugend keine Angst zu haben.

P. S.

Von der Schule her gesehen

Was zwischen Santiago und Bangkok möglich ist ...

Ich bin Lehrerin am 1.–2. Schuljahr in einem Vorort von Bern. Mit großem Interesse bin ich den Ausführungen von Dr. Fritz Müller gefolgt. Wie sieht es in meiner Praxis aus?

Meine Klasse behalte ich zwei Jahre. Während dieser Zeit ist da ein beständiges Kommen und Gehen. Innerhalb eines Monats bekam ich ein Kind aus La Chaux-de-Fonds, eines aus Muttenz, eines aus Freiburg. Jedes Jahr wird es «ärger». Jedes Kind kommt mit einem andern Pensum – oft mit einer andern Sprache (wir haben auch Italiener, Spanier, Ungarn). Die Schülerin aus Freiburg hat dort im

Herbst begonnen. Soll sie ein halbes Jahr überspringen oder verlieren? Sie übersprang – und ich versuche die Lücken auszufüllen (besonders im Rechnen), aber ich habe noch 33 andere Kinder, darunter ein Schwerhöriges. (Das sollte in eine Anstalt, denken Sie. Aber die Anstalt ist überfüllt, und dem Kind ist daheim wohler, es ist überdurchschnittlich begabt und kommt nach! Aber ich muß doch immer besonders daran denken und umstellen.)

Was wir nicht fertigbringen, das haben die Lehrer unserer Schweizerschulen im Ausland fertiggebracht! Seit diesem Sommer existiert eine schweizerische Lesebibel. Sie besteht aus einem Ringbuch mit vielen losen Blättern zu den verschiedensten Themen. Die Lehrkraft stellt mit ihrer Klasse ihr eigenes

Buch zusammen. Alle Möglichkeiten stehen dem Lehrer offen, er muß nicht mehr Jahr für Jahr immer dasselbe Buch verwenden.

Was wir von Zürich bis Basel und Bern nicht fertigbringen, das wird von Santiago bis Bangkok sein: eine gemeinsame Fibel. Es geht um das Wohl unserer Kinder.

Nur keine farblose Einheitsschule!

Von 1955 bis 1964 habe ich an der 7. und 8. Klasse, später an der Realschule einer Gemeinde im Strahlungsfeld der beiden großen Städte des Kantons Zürich unterrichtet. Während dieser neun Jahre sind vier Schüler aus anderen Kantonen in meine Klasse übergetreten. Sie hatten nicht mehr Schwierigkeiten, sich anzupassen, als jene, welche aus anderen zürcherischen Gemeinden zu uns kamen. Der Lehrer hat sich der Neuen soweit nötig besonders angenommen, und die Mitschüler haben sich bemüht, ihnen die Anpassung zu erleichtern.

Seit 1964 unterrichte ich an der gleichen Stufe in einer großen halbstädtischen zürcherischen Gemeinde. Auch diese Gemeinde weist großen Zuzug auf. In den zwei Jahren sind zwei Schüler aus anderen Kantonen zugezogen, aus der Ostschweiz und aus der Innenschweiz. Auch diese fanden bald den Anschluß, ohne besondere Anpassungsmühen. Allerdings handelte es sich um aufgeweckte Kinder.

Ein geistig schwerfälligeres Kind oder eines, das überhaupt Kontaktchwierigkeiten hat, leidet bei einem Wechsel des Schulortes mehr als ein anderes. Jeder Schüler, der schon bisher dem Unterricht nur schwer folgen konnte, wird am neuen Ort ebenfalls Mühe haben. Davon redet niemand. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Wechsel über die Kantonsgrenzen hinausgeht oder nicht.

Unterrichten ist eine Sache der Beziehung von Mensch zu Mensch. Wenn ein Schüler während einiger Zeit den gleichen Lehrer gehabt hat, gewöhnt er sich an seine Methode, sein Aussehen, seine Eigenheiten usw. Jeder Wechsel, sogar im gleichen Schulhaus, bedingt, daß sich der Schüler wieder auf einen «neuen» Menschen einstellen, sich anpassen muß. Dies kann eine Verminderung der Leistungsfähigkeit mit sich bringen.

Wenn man das klar sieht, so kann man viel von der schädlichen Dramatisierung um Übertritte abbauen. Der jetzt herrschenden Demagogie um Koor-

Vielerlei Sorten von Aaron bis Zorten



Ein wegen seiner betont christlichen Gesinnung allgemein bekannter und geschätzter Basler Bürger klagte 1950 bei der Polizei gegen eine Nachbarin, die sich nächtlicherweise völlig unbekleidet an ihrem Fenster zu zeigen pflege. Die daraufhin angestellte Untersuchung brachte allerdings an den Tag, daß das Nymphenspiel nur von einer einzigen Dachlukarne des sittenstrengen Nachbarhauses aus zu erspähen war, und selbst dann bloß, wenn man – ein Taburett erstieg. Aus «Baslerisches – Allzubaslerisches» von Hans Jenny (Pharos Verlag, Basel).

Während ich in einem Selbstbedienungsladen gerade erwog, ob ich halbgrüne Zitronen kaufen sollte, die sich ja für den Sofortgebrauch doch nicht eignen, kam ein etwa dreißigjähriger Mann hinzu, der ohne Zögern sechs grasgrüne von diesen Früchten, und zwar die allerkleinsten, auswählte. Da wurde ich gwundrig!

Zuerst musterte ich den Mann; dann wagte ich es, ihn anzusprechen, und sagte lachend und mit dem Finger auf die Zitronen zeigend: «Sii, wenn mir min Maa sonigi grüni Zitrone häi bringe würd, doo wär ich ganz und gar nit zfride, denn die händ jo käi Saft.»

Zuerst musterte mich der Mann eine Weile mit seinen großen, ernsten Augen. Dann bückte er sich etwas und sagte halblaut: «Die sind scho recht, wenn ich schöneri Zitrone häi bringe würd, denn würd mich di Alt nur no mee schicke go poschte». Und weg war er.

Frau K. in H.

dinationsfragen stehe ich mit großem Mißtrauen gegenüber.

In den privaten, halb- und ganzamtlichen Koordinationsgremien werden vielfach nebensächliche Fragen behandelt: Schulbeginn im Herbst oder im Frühling, Namengebung der einzelnen Schultypen u. a.

Wichtig wäre zu prüfen, wie bei Koordinationsbestrebungen die große Freiheit unserer Schulen erhalten, eine Aufblähung der Schulbürokratie vermieden oder fortschrittliche Errungenschaften im Schulwesen des eigenen Kantons davor bewahrt werden könnten, zu Gunsten der farblosen helvetischen Einheitsschule auf dem Altar des Kompromisses geopfert zu werden. Daß darüber nur wenige reden – Dr. Fritz Müller gehört zu den Ausnahmen –, macht mich skeptisch und nachdenklich.

H. M.

Kantonale Neuerungen erfordern schweizerische Klärung

Zu einer Totgeburt wird ein neues kantonales Schulgesetz werden, wenn es sich nicht auf Leitlinien stützen kann, die für alle schweizerischen Kantone wegweisend sind. Dies haben wir letztes Jahr mit schmerzender Deutlichkeit gefühlt, als die zugerische Lehrerschaft dazu aufgerufen ward, ihre Stellungnahme zum Entwurf für ein neues Schulgesetz abzugeben.

Gesetzesentwerfer und Kritiker tappten in Wesensfragen im dunkeln – und werden solange unsicher umhertasten, bis durch seriöse Grundlagenforschung mit nachfolgender Meinungsbildung auf höchster Ebene (Erziehungsdirektorenkonferenz) ein solider Boden gelegt ist, auf dem sich zeitgemäße kantonale Schulorganisationen erheben können. Einer Gesamtrevision eines Schulgesetzes – so dringend dies für ein Statut aus dem Jahre 1898 erscheinen mag – wird im heutigen Zeitpunkt das Odium des Provisorischen anhängen.

Interkantonal gesehen sind nämlich für folgende Zentralpunkte einer Schulgesetzgebung noch gar keine klaren Markierungen vorhanden: Beginn der obligatorischen Schulpflicht, Dauer der Primarschule und der gesamten Volksschulzeit, Vorselektion und Selektion zum Übertritt in die Oberstufe der Volksschule, Gliederung der Oberstufe, Übertritt von der Oberstufe der Volksschule in die Mittelschule, Gestaltung der Mittelschule und der Maturitätsprüfung, Beginn des Schuljahres, Benennung der Schultypen, Lehrerausbildung und Patentierung. Erst wenn in diesen

Kernfragen eine möglichst einhellige Meinung besteht und sich die Verantwortlichen zu konsequenten Lösungen durchgerungen haben, lassen sich die kantonalen Schulsysteme zukunftsträchtig formen. Eine übereilte Totalrevision in einem Kanton zum jetzigen Zeitpunkt trüge in sich den Keim zu bald auftauchenden neuen Schwierigkeiten.

Die Einsicht in diese Dinge und die drückende Sorge um eine bessere Auslese und richtigere Förderung der begabten Schüler führten den Zuger kantonalen Lehrerverein im letzten Herbst dazu, einen neuen Aufbau des Schulsystems und gleichzeitig eine Koordination von Schulgesetz und Lehrplan unter den einzelnen Kantonen zu fordern, damit das vorgesehene neue Schulgesetz des Industriekantons Zug nicht ein Gesetz der Halbheiten werde. Aber mit der Koordination in der gesamten Schweiz pressiert, wenn Zug noch in diesem Jahrzehnt ein wahrhaft solides und umfassendes neues Gesetz für das Schul- und Erziehungswesen erhalten soll!

Dr. phil. Adolf A. Steiner

Vermehrter Lehrmittelaustausch!

Jeder Kanton hütet seine Struktur im Schulwesen und die eigenen Lehrmittel wie einen Augapfel. Wohl mußten mittlere und kleine Kantone Ausnahmen gestatten. Importe vom Nachbar waren nicht zu umgehen, aber wenn immer möglich gab man den eigenen Lehrmitteln den Vorzug.

Eine Trennung von überholten Zuständen und veralteten Lehrmitteln wird viel Mut und Zivilcourage erfordern, und das Gelingen wird nicht zuletzt vom guten Willen und der Beweglichkeit der Erziehungsdirektoren und der kantonalen Behörden abhängen. Schon Teilerfolge zeugen für Tüchtigkeit und Weitblick.

Die Vereinheitlichung der Lehrmittel steht und fällt mit derjenigen der Schulsysteme und Lehrpläne. Die angestrebte Koordination entspricht den Wünschen vieler kantonaler Lehrmittelverleger und wird ihnen die Gelegenheit bieten, die technische Seite des Problems zu studieren und Vorschläge auszuarbeiten.

Es gibt genügend Wege, die Bereitschaft der Kantone zu fördern: Vorurteile beseitigen, Verständnis für Schwierigkeiten des andern aufbringen, zu Entgegenkommen und sogar Opfern bereit sein. Ein ausgezeichneter Test hiefür bietet sich in der Vielfalt unserer Lehrmittel. Bevor die Kantone neue, eigene

Lehrmittel herausgeben oder sich mit einer Neubearbeitung befassen, sollte vor allem die Verwendbarkeit bestehender aus anderen Kantonen geprüft werden. Bis heute machte man von dieser Möglichkeit nur spärlich Gebrauch.

Nachdem in den letzten Jahren auch die Innenschweiz und vorab der Kanton Luzern veraltete Lehrmittel weitgehend ausgemerzt und durch neue ersetzt haben, ist das Argument der einseitigen Abhängigkeit von den großen, finanzstarken Kantonen hinfällig. Die Belieferung außerkantonaler Schulen und Lehrer mit unseren neuesten Ausgaben beweisen, daß

deren Verwendbarkeit nicht kantonal beschränkt ist. Damit ist auch der Anschluß als gleichberechtigter Partner unter den Lehrmittel-Verlagen hergestellt.

Bei allseits gutem Willen ist ein vermehrter Austausch moderner Lehrmittel für verschiedene Fächer und Stufen möglich. Das Resultat kann nur positiv lauten: Weniger Umtriebe, Kostensenkung durch grössere Auflagen, Überbrückung von Vorurteilen, Annäherung der Standpunkte bis zur freudigen Mitarbeit an einer gesamtschweizerischen Lösung.

Josef Kreienbühl, Verwalter
des Kantonalen Lehrmittelverlages, Luzern

Eine kleine Zwischenbilanz

Zwei Resultate dieser Rundfrage scheinen mir zunächst bemerkenswert. Das erste ist die überraschend kleine Zahl von Leserbeiträgen aus Nicht-Lehrer-Kreisen. Bei manchen Rundfragen des Schweizer Spiegel wird unsere Redaktion von Hunderten von Einsendungen geradezu überschwemmt. Nun ist ja wohl nur etwa ein Viertel der Leser von einem interkantonalen Schulwechsel – einem eigenen oder seiner Kinder – betroffen worden. Dennoch sind knappe zwei Dutzend Zuschriften von Betroffenen sehr wenig. Das scheint darauf hinzuweisen, daß die meisten Leser einen solchen Schulwechsel nicht als ein gewaltiges Problem empfunden haben.

Dies wird durch den Inhalt der Beiträge bestätigt. Ein einziger Einsender hat die Verschiedenheit der Schulprogramme als schwerwiegende Benachteiligung empfunden, und zwar wirklich schwerwiegend eigentlich nur in einem Punkt: in der Umstellung auf andere Schriften.

Alle anderen setzen ein Fragezeichen, sofern sie nicht den Schulwechsel sogar als einen Vorteil betrachten: War wirklich das andere Schulprogramm des neuen Wohnkantons an ihren Schwierigkeiten schuld? War es nicht vielmehr die neue Umgebung, die unterschiedliche Natur der Eidgenossen, das verlorene Heimatgefühl? Schulwechsel innerhalb eines großen Kantons – oder auch innerhalb eines kleinen, wenn man aus ländlichen in städtische oder halbstädtische Gegenden zog – scheinen als ebenso einschneidend empfunden zu werden. Und sogar beim Wech-

sel von der deutschsprachigen in die welsche Schweiz werden die Anpassungsnoten weniger dem total verschiedenen Unterricht als der Mentalität der neuen Umgebung zugeschrieben.

Einige Leser betonen die gewaltigen Vorzüge unserer Mannigfaltigkeit. Sie wenden sich dagegen, daß die ausgeprägten Schultypen mancher unserer Kantone verwässert werden. Sie unterstreichen damit jenen Teil des Aufsatzes von Seminardirektor Fritz Müller-Guggenbühl, wo er gegen farblose Kompromisse Stellung nimmt.

Deutlich wird eine Anpassung an «europäische Lösungen» abgelehnt. Dabei treten allerdings zwei entgegengesetzte Meinungen auf: Die einen glauben, eine interkantonale Annäherung im Sinn einer gesamtschweizerischen Schulidee würde unsere Eigenständigkeit stärken, die andern meinen, gerade unsere jetzige föderalistische Mannigfaltigkeit sei eine der unerlässlichen Grundlagen unserer besonderen, im ganzen gesunden und gute Früchte tragenden Schulstruktur.

Um diesen Punkt vorweg zu nehmen, so neige ich an sich ebenfalls der zweiten Auffassung zu. Aber es gibt hier eine Grenze, die schon Dr. Fritz Müller aufgezeigt hat: Wo die Kantone geneigt sind, sich dafür regional mit ausländischen Schulgebieten auf eine gewisse Angleichung zu verständigen. Dies muß unbedingt verhindert werden, sonst kämen wir auf dem Gebiet der Schule zu Zuständen, wie sie in der

Politik vor 1848 bestanden: zu Sonderbünden, an deren Ende die Auflösung der Schweiz als einer nationalen Gemeinschaft droht.

Mir schiene zudem wichtig, daß bei der Annäherung der Schulsysteme möglichst wenig nur innerhalb eines unserer Sprachgebiete getan wird. Dr. Fritz Müller warnt mit Recht vor einer Annäherung innerhalb verschiedener schweizerischer Regionen, die sich entsprechend stärker gegeneinander verhärten würden. Noch verhängnisvoller aber als dieser neue schweizerische Pluralismus wäre es, wenn die Annäherung dazu führte, daß sich unsere Sprachgebiete vollends gegeneinander abschlößen. Wo immer es möglich ist – insbesondere in allen nicht-sprachlichen Fächern –, muß die Annäherung nicht bloß unter Deutschschweizern und unter Welschen, sondern auf gesamtschweizerischer Ebene erfolgen. Sogar im Sprachunterricht könnte sehr wohl die Forderung von Seminardirektor Müller nach vermehrten Freifächern eine Brücke über die Sprachgebiete schlagen. Ich bin auch überzeugt, daß wir von den Welschen und sie von uns zahlreiche interessante Anregungen empfangen können, wenn das Unternehmen möglichst gemeinsam angepackt wird.

Bemerkenswerterweise sind die Zuschriften von Lehrern und Schulfachleuten relativ zahlreicher und einer gewissen interkantonalen Angleichung günstiger gesinnt. Das ist insofern verwunderlich, als oft Fachleute besonders stark auf etablierten Positionen beharren. Neuerungen sind doch zunächst für sie unbequem. Es scheint aber, daß sehr viele Lehrer bereit sind, große Umstellungsschwierigkeiten auf sich zu nehmen, um solche ihren Wanderschülern zu erleichtern.

Heißt das, daß das Problem von den Organen der öffentlichen Meinungsbildung aufgebaut wurde, so daß die Schulfachleute sich gedrängt fühlen, etwas zu unternehmen, obwohl die Verschiedenheit der Schulprogramme im allgemeinen gar nicht als Mißstand empfunden wird? Mir scheint, dieser Schluß wäre doch etwas voreilig.

Einmal zählt der Schweizer Spiegel zwar Schweizerinnen und Schweizer aus den verschiedensten Volkskreisen zu seinen Lesern. Aber diese haben wohl doch eine bis zu einem gewissen Grad gemeinsame Lebenseinstellung. Eher als andere sind sie vielleicht bereit, aus einer bestimmten Situation das Beste zu machen. Sie sind wohl beweglicher als der Durchschnitt, hal-

ten gleichzeitig stärker an gewissen Traditionen fest. Ihre Kinder sind zu Hause stark verwurzelt und empfinden daher oft Schulschwierigkeiten weniger.

Die Auffassung, daß ein verlorenes Schuljahr keine verlorene Zeit bedeutet, eine Auffassung, welche die meisten Antworten durchzieht, ist auch die meine. Heute kommt hinzu, daß es für die Schüler selber viel mehr Möglichkeiten gibt als früher, an die Schulkosten mitzuverdienen. Man darf dennoch nicht vergessen, daß auch heute nicht alle Leute sich nach Belieben zusätzliche Schuljahre oder gar Privatunterricht ihrer Kinder leisten können.

Vor allem aber verlangen auch jene, welche die Verschiedenheit der Programme nicht als Nachteil empfinden, daß die Lehrer zugezogenen Schülern behilflich sind, den Wechsel der Umgebung besser zu ertragen. Es sollte für die Hauptschwierigkeiten, die außerhalb auftreten, in der Schule eine Kompensation geben.

Die Kindergärtnerin und die Lehrerin, in deren Klassen sich die beiden kleinen Bernerli wegen ihrer Ausdrücke lächerlich machten, waren allerdings durch kein fremdes Lehrprogramm gehindert, diesen Kindern die Anpassung zu erleichtern. Sie hätten sie über andere Ausdrücke ausfragen und sie auffordern können, den Kameräldi dazu etwas zu erzählen – mit der Bemerkung, wie schön es doch sei, daß es in der Schweiz so viele Dialekte gebe. Dann wären die beiden dagestanden als solche, die etwas besonders Interessantes wissen, und die Lächerlichkeit wäre verschwunden. Von der 3. Klasse an müssen sich indes heute die Lehrer bei Zuzüglern darauf konzentrieren, ihnen den Anschluß an das andere Programm zu erleichtern. Das nimmt ihnen bestimmt Kräfte weg für das noch Wichtigere: für das Vermitteln zwischen der verschiedenen Eigenart der Einheimischen und der Zugezogenen.

Mir scheint also, daß eine gewisse Angleichung der Programme es doch manchen Kindern erleichtern könnte, einen Ortswechsel mit weniger Schwierigkeiten zu ertragen. Dies allerdings nur, wenn gleichzeitig die Lehrerschaft nachdrücklich auf die wichtige Aufgabe hingewiesen und vorbereitet wird, sich der Zuzügler besonders verständnisvoll anzunehmen.

Die Genfer Lehrer hätten jene Berner Kinder etwa Vorträge über kulturelle Leistungen von Deutschschweizern, zum Beispiel Albrecht von Haller, Jérémias Gotthelf und Rudolf von Tavel, halten lassen

können. Ein Lehrer aus meiner Bekanntschaft weist jedem neuen Zugezogenen einen Einheimischen als Gehilfen zu, der ihn über Ungewohntes aufklären, ihn zu Treffpunkten für Schulausflüge abholen soll.

Die weitgehende Zufriedenheit der Schweizer Spiegel Leser mit dem heutigen Schulzustand ist im übrigen ein hoch erfreuliches Fazit – und ein Kompliment für die Lehrerschaft. Vor 40 Jahren löste eine von Willi Schohaus zum Buch «Schatten über der Schule» verarbeitete Rundfrage unserer Zeitschrift eine Flut von Zuschriften aus, die fast einstimmig bitter gegen die Schule Klage führten. Heute ist das anders, und dies sollte auch von ohnehin hoffnungslosen Versuchen abhalten, unsere Schulsysteme weitgehend gleichschalten zu wollen. Die Reformer müssen davon ausgehen, daß das Bestehen ausgeprägter Schultypen im allgemeinen als erfreulich und fruchtbar taxiert wird. Das erleichtert allerdings ihre Aufgabe nicht!

Die Lösung liegt, das besagen eigentlich alle Zuschriften, in einer Politik der kleinen Schritte, wie sie Dr. Fritz Müller empfiehlt. Dabei ist noch eine Warnung aus den meisten Beiträgen herauszuhören: das Programm darf nicht ehrgeiziger werden, es sollte eher eine gewisse Entlastung ermöglichen. Vielleicht bildet da die Einführung vermehrter Freifächer und die Konzentration auf Elementares in den Pflichtstunden einen Ausweg. Auf dieses Postulat Dr. Fritz Müllers wurde in den Antworten kaum eingegangen, wahrscheinlich weil die meisten sich darunter nichts Genaues vorstellen können. Mir schiene es lohnend, diese Idee sowie die Aufgabe der Lehrkräfte gegenüber Neuzugezogenen, auch wenn diese aus dem gleichen Kanton stammen, in der jetzigen öffentlichen Auseinandersetzung mit in den Vordergrund zu stellen.

In einer der nächsten Nummern des Schweizer Spiegel werden wir diese Aussprache noch mit einer Reihe interessanter Beiträge von Lehrern abschließen. Dazu möchten wir auch weitere Leser, die selber oder deren Kinder einen Schulwechsel von einem Kanton in den andern durchgemacht haben, bitten, uns bis zum 15. Oktober ihre Erfahrungen kurz mitzuteilen, soweit sich diese nicht mit dem decken, was wir bereits veröffentlicht haben.

Daniel Roth

Schweizerische Limericks

Von Regula Matzinger



Es kam eine
Dame aus Weesen

Zum Nervenarzt, denn sie stahl Besen.

Er meint: «Einst in Bauma

Erlitt sie ein Trauma.

Lasst sie stehlen, so wird sie genesen.»

Es fingen zwei Herren aus Thal

Beim Fischen im Rhein einen Wal,

Den sie sofort tranchierten

Und mit Schnittlauch garnierten.

Sie sitzen noch heute beim Mahl.

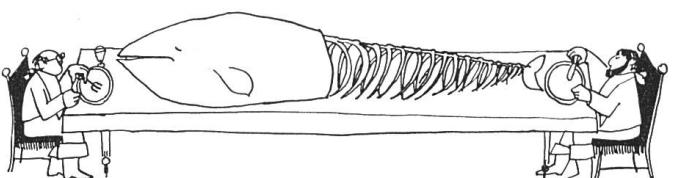


Illustration von Toni Businger